

Illustriertes Sonntags-Blatt

zur
Amtlichen Taunus-Zeitung.
Verlag von Ph. Kleinböhl in Königstein i. T.

1916. * Nr. 31

Sehte Liebe!

Roman von J. Dalben. (Fortsetzung.)

6.

(Nachdruck verboten.)

Bürgermeister Luzius schritt die Straße hinab seiner Wohnung zu. Er hatte heute früher Schluß gemacht denn sonst droben im Arbeitszimmer des alten Rathauses. Die festliche Stimmung des Vorabends vor dem Fest der Maien lag über den Straßen und Gassen der kleinen Stadt. Sauber gekehrt waren die Plätze vor den Türen, an deren Pfosten die grünen Pfingstmaien lehnten, als sollte eine Braut ihren Einzug halten! Kinder spielten jubelnd im Glanze der sinkenden Sonne, der schrille Schrei der Schwalbe klang hin und wieder von den spitzegebigen Dächern.

Halbwüchsige Mädchen, die sich mit Kuchenblechen schleppten, strebten an ihm vorüber und überall mußte er grüßen. Er ging langsam, da und dort ein freundliches Wort dem Gruß nachfolgend lassend. Er liebte es, so ein klein wenig leutselig zu erscheinen, und der heutige Tag war so ganz dazu angetan! Hohe Maien standen an der Tür seines Hauses, grüßend und winkend!

Manfreds Braut war dort vor einer Stunde über die Schwelle geschritten, er hatte von seinem Amtszimmer aus den offenen Wagen vorüberfahren sehen, in dem sie alle lächelnd saßen, Frau Luzius, Lilia, Manfred und auch die künftige Schwiegertochter.

Nun war er doch gespannt, die kennen zu lernen, um deren willen Manfred zu arbeiten begonnen hatte mit eisernem, überauschendem Fleiß! Langsam stieg er nun die Treppe mit dem breiten Geländer hinan, möglichst geräuschlos suchte er mit dem Drücker die Vorflurtür zu öffnen.

Und doch hatten sie ihn kommen hören und die weitere Unterhaltung schien plötzlich zu stocken.

Erna Elten war erstaunt. Wie feierlich die alle drein schauten! So etwas kannte sie kaum! Im Gegenteil! Der Vater war ihnen vertraut wie ein guter Freund! Sissi nannte ihn „Oppchen“, wenn sie zärtlich wurde, und rauchte an seinen Pfeifen. . . . Erna lächelte in Gedanken daran und sie lächelte noch, als jetzt die Tür aufgerissen wurde mit herrischem Drud, und ein großer, stattlicher Mann auf der Schwelle erschien.

Das also war der Gefürchtete, der Geistreiche, der ihr Glück zerpressen wollte — der sie nicht wollte! Sie richtete sich gerade auf und das Lächeln zog von ihrem blassen Gesicht. Aber ihr Blick senkte sich nicht! Frei und stolz hielt sie den Augen da drüben stand, die sie falkenscharf trafen.

„Da bringe ich sie dir, Vater!“ Manfred war zu Erna getreten und griff nach ihrer kleinen, kalten Hand.

Aber Erna gehorchte nicht dem leisen Drud seiner Finger, keinen Schritt tat sie vorwärts, nein, sie wollte nicht! Und Manfred Luzius sah den trotigen Stolz in den Augen leuchten, die ihn so frei anblickten, und die Worte, die er sich zu diesem Empfang zu recht gelegt, erstarrten ihm auf den Lippen. Leutselig, herablassend hatte er sein wollen, wäre sie in mädchenhafter Schüchternheit vor ihm gestanden, ein gnädig Gewährer! — Für diese Eigenart aber war er nicht vorbereitet gewesen, ganz und gar nicht! Und dies ärgerte ihn! Ein böses Funkeln trat in seine Augen, das Lächeln wich einem farsastischen Ausdruck.

„Wollen wir uns nicht die Hand reichen? Fürchten wir uns so sehr?“ —

„Gar nicht! Wovor denn auch?“ Ihre kleine, kühle Hand glitt in die große, sich ihr entgegenstreckende und jetzt lächelte sie!



Von den großen Kämpfen in Südtirol: Österreichisch-ungarische Vergeltung im Eischtal, gegenüber die Stellungen der Italiener.

Auf dem Subtiler Kriegsschauplatz gezeichnet von Franz Kleinmayer, Kriegsmaler.

In dem großen Vorplatz, der mit Palmen und erotischen Geschnitten decoriert war, harrte ihrer Bürgermeister Luzius. Noch nie war Lilia ihr Vater so imponierend erschienen als in diesem Augenblick, wo sein funkelndes, stahlharter Blick den ihren traf.

Sie wußte, er hatte bereits über sie entschieden, da gab es kein Zurück, kein Ausbleiben mehr.

Was er wohl gesagt haben würde, wenn sie ihm jetzt erklärte: „Ich habe mich mit Leutnant Lassen verlobt... ganz heimlich... und wir wollen warten aufeinander!“

Was er wohl sagen würde! Ihr Herz zog sich in der alten Furcht zusammen, die sie schon als Kind vor seiner großen Hand verspürt, die so hart züchtigen konnte.

„Da bist du ja, Lilia!“ sagte er lächelnd und trat an sie heran. Er freute sich an der Schönheit der Tochter, die ihm heut so ganz besonders auffiel, weil sie das Herz eines Mannes mit glänzendem Vermögen bezaubert hatte!

Er sah nicht den starren Ausdruck in Lilia's dunklen Augen, der nicht passen wollte zu dem Lächeln, das ihre Lippen umspielte.

Seine Gedanken waren nur mit der Freude beschäftigt, daß Lilia es war, die noch heut abend die viel beneidete Braut von Dr. Rissen sein würde.

Er hatte auf der Terrasse einen Tisch belegen lassen, abseits der großen Gesellschaft im Speisesaal. „Du kannst deine Rosen auf unsern Tisch legen, Lilia, geh nur voran!“

Mechanisch trat das junge Mädchen durch die Glastür auf die seitlich gelegene Terrasse. Der eine Tisch in der Ecke war durch kleine elektrische Lampen mit gelben Lichtschirmen erleuchtet, zwischen dem Silber und Kristall stand eine hohe Glasvase mit gelben Rosen und auf dem weißen Damasttuch lagen dieselben Blumen, gelb, duftend, mit ihren weichen, großdornigen Stielen.

Die Terrasse war leer. Lilia trat an den geschmückten Tisch. Unschlüssig hielt sie ihre Rosen in der Hand. Die hatten ja keinen Platz mehr! Ein Schritt wurde hinter ihr laut, fest und elastisch.

„Fräulein Lilia!“ — sagte eine Mannesstimme hinter ihr, die sie so wohl kannte in ihrem weichen, klangvollen Tonfall.

„Dr. Rissen?“ — sie wandte sich ihm langsam zu und ein feines Erröten färbte sekundenlang ihr blasses Gesicht.

Jetzt kam die Entscheidung, sie wußte es.

Der Mann da vor ihr war ihr an Jahren weit voraus. Er war beinahe etwas kleiner als sie, von kurzer, gedrungenen Gestalt, aber doch sympathisch wirkend durch das gebräunte, energische Gesicht, in dessen klugen Augen Wohlwollen und Güte leuchtete.

„Fräulein Lilia, darf ich Sie um eine kurze Unterredung bitten, ja? — Aber nicht hier,“ fügte er lächelnd hinzu, „dort unten im Garten, wo die Rosen duften und man das Meer rauschen hört?“

Er bot ihr den Arm und wie im Traum legte sie ihre schmale Hand hinein und ein Zittern lief über ihren Körper.

Was raunte die See dort draußen so eintönig, so ruhelos, als rief sie ihr ein Wort entgegen, immer wieder: „Treulos! — treulos!“ —

Da nahm der helle Kiespfad sie auf zwischen den hochstämmigen roten und weißen Rosenbüschen und eine bebende Mannesstimme flüsterte ihr zu: „Lilia, ich habe heute mich Ihrem Vater erklärt und er gab mir die Erlaubnis, eine Frage an Sie zu richten, von deren Antwort das Glück meines Lebens abhängen wird. Ich bin gereift von Jahren, ich habe Zeit gehabt, mein Herz zu prüfen, nie hat es mir so deutlich, so unabänderlich gesagt: dort steht das Glück — nun halte es fest! Ich habe immer auf diesen Ruf gewartet — Jahre hindurch! Nicht wie so viele habe ich mein Gefühl, mein Herz von jedem Mädchenauge entfachen lassen! Ich habe immer gewartet und habe mein Herz festgehalten, um es dereinst wie ein Kleid der Erwählten, der Geliebten zu Füßen legen zu dürfen! Denn nur eine wahre, tiefe Zuneigung ist Gewähr für das Glück! Ich bin ja so reich an irdischem Gut und doch versinkt dies alles wie wertloser Sand vor dem Glück, vor der Seligkeit, die mir Ihr Ja geben könnte! — O Lilia, sprechen Sie dieses Wort! Ich will Ihnen danken dafür mit meinem ganzen Leben, mit jedem Atemzug! Ich will Sie auf Händen tragen und Ihre Schönheit schmücken! Jeder Ihrer Wünsche wird ein Befehl für mich sein! Sie werden einen Landsitz haben bei Neapel, so traumhaft schön in seiner zauberischen Einsamkeit! Eine Villa, wie von Feenhänden aufgebaut, Teppiche so warm und farben-schön, wie nur der Orient sie erträumt, werden Ihren Fuß umschmiegen, Statuen und Gemälde Ihr Auge entzünden, daß Sie wie in einer Kirche voll Andacht die Hände falten möchten! Und über all dies sollen Sie herrschen und gebieten wie eine Königin! Lilia, darf ich hoffen?“ —

Um sie her hauchten die Rosen ihren süßen Duft, berauschend umfing er die Sinne, gleich den Worten, die der Mann gesprochen, der da vor ihr stand und dessen Auge das ihre suchte in leidenschaftlichem Fragen. Das Bild, das er vor ihr entrollt hatte, es lodte, es winkte! Heraus sein aus der Enge, der Unfreiheit des elterlichen

Hauses, das Leben genießen, sich daran erheuen dürfen, entronnen der Gewalt des strengen Vaters, vor dem sie alle zitterten!

Reich sein und frei! Vergöttert und geliebt sein, jeder ihrer Wünsche ein Befehl, dem die Erfüllung folgte! Und sie zögerte noch, zögerte noch immer nach dem goldglänzenden Glück zu greifen, das da lächelnd und wartend vor ihr stand!

Wie ungewiß war die Zukunft, selbst wenn sie erst öffentlich verlobt war mit Hans Lassen! Ein jahrelanger Brautstand, ein Hoffen und Harren, das ein tausendfacher Zufall zer schlagen konnte in ein Nichts!

Blitzschnell drängten sich die Gedanken hinter ihrer schmalen Stirn, jetzt hob sie langsam den Blick.

„Lilia!“

Er hielt sie umfaßt, er küßte das Ja von ihren Lippen, ernst und korrekt, so wie er immer war, der ruhige, ernste Dr. Rissen.

Und ein schmerzvolles Erinnern zog durch Lilia's Herz, wie anders, wie so ganz anders war es gewesen, da Hans Lassen sich mit ihr verlobte... wie so ganz anders!

Nun im Arm betraten sie die Terrasse, traten sie an den blumengeschmückten Tisch, wo ihre Eltern sie erwarteten, wo in silbernem Klübel die Sektflaschen in den Eisstücken klirrten.

Vom Strand herauf klangen die Weisen der Kurtapelle, die alten Melodien aus Voccacio:

„Hab ich nur deine Liebe,
Die Treue brauch' ich nicht! —“

An den Nebentischen saß eine größere Gesellschaft, sie sangen das Lied mit und ließen die Gläser erklingen, voll Jubel an der Freude des Augenblicks!

Und auch Lilia schlürfte mit durstigen Zügen den perlenden Sekt aus dem Spitzglas, umschmeichelt vom Duft der gelben Rosen, von der sehnächtigen Musik, die ihr Herz so schwer und traurig machte. Ihre Eltern tranken ihr zu, sie waren zufrieden mit ihrer schönen Tochter, ganz besonders Manfred Luzius.

Und neben ihr saß der Mann, der ihr Wort besaß, mit dem ruhigen Gleichmut, der ihm eigen war. Er blieb immer korrekt. Steif, aufrecht saß er neben ihr, ohne auch nur einmal in tändelndem Spiel nach ihrer Hand zu fassen, die schmal und weiß mit dem Dessertmesserchen spielte. Er unterhielt sich mit ihrem Vater wie immer, wie in all diesen Wochen.

(Fortsetzung folgt.)

Wie man berühmt wird.

Ein heiteres Lebensbild von Paul Blif. (Nachdruck verb.)

Ich erzähle Ihnen im nachfolgenden die Geschichte meines besten Freundes. Er heißt Leopold und ist ein dramatischer Dichter, leider ein platonischer Dramatiker, daß heißt: ein noch nie aufgeführter. — Man weiß ja aus Erfahrung, daß so ein armer Kerl leicht als eine komische Figur gilt, trotzdem er des Lebens ganzen, bitteren Ernst zu durchkosten hat.

Nun, die Meinung seiner edlen Zeitgenossen ließ Herrn Leopold sehr kalt; er war Philosoph und lächelte nur über die Redereien all der kleinen Vernegtoßen und Reichthammel, denn er war fest davon überzeugt, daß auch ihn ein glücklicher Zufall eines Tages auf den Schild des Ruhmes heben würde.

Sonst aber war er ein lieber, herziger Kerl, trug lange Locken und kurze Hosen und ärgerte sich unbegreiflicherweise darüber, daß Schiller dem königlichen Schauspielhause in Berlin noch immer den Rücken zulehrte. Eine Schwäche hat schließlich jeder Mensch!

Herr Leopold wohnte in seiner Manfarge und hatte eine vorzügliche Schornsteinaussicht. Sein Zimmer war im Sommer drüdend heiß und im Winter bitterkalt. Auch die übrigen Ansprache, die Herr Leopold an das Leben stellte, waren mehr als bescheiden. Ein warmes Mittagessen gehörte zu den Seltenheiten, und seine Kleidung war gerade nicht sehr salonsfähig, denn er verstand es absolut nicht, die Leute anzupumpen.

Natürlich machte sich alle Welt über seine Kleidung lustig. Denn wer fragt heute noch seinen Nächsten, ob seine Rechnungen bei Schneider, Schuster oder Wäschelieferant bezahlt sind? Bedingung ist nur, daß man sich tadellos trägt — sonst ist man eben nicht gesellschaftsfähig.

Herr Leopold kümmerte sich auch darum nicht. Er schrieb ein Stück nach dem anderen, reichte sie allen Theatern ein, bekam sie von allen Theatern wieder zurück, schimpfte auf die Direktoren, noch mehr auf die Dramaturgen, legte dann Stück für Stück in seinen Schreibtisch und wartete, bis seine Zeit da sein würde.

Da eines Tages geschah das Wunder. Er traf einen alten Jugendfreund wieder, einen Herrn Wolfsmilch, der sich vor kurzem als Schneidermeister etabliert hatte, aber noch fast gar keine Kundenschaft besaß, trotzdem er sein Handwerk durchaus verstand. Und dieser gute Freund hatte eine famose Idee.

Er sagte: „Leopold, ich mache dir einen eleganten Anzug und du empfiehlst mich bei allen deinen Bekannten.“



Ein Denkmal für kriegsgefangene Russen und Franzosen in Deutschland. (Mit Text.)

Leopold wurde verlegen und sträubte sich, weil er keine Schulden machen wollte. Aber der unternehmende Schneider redete so lange, bis dem armen Dichter die Entgegnungen fehlten.

Also bekam Herr Leopold einen neuen Gesellschaftsanzug — Rock, Weste und Hose mit Bügelfalte, tadellos sitzend und elegant. Da nun aber Hut, Stiefel und Wäsche dementsprechend sein mußten, so schaffte Meister Wolfsmilch auch diese an. Nun war der Kavaliert fertig. — Die Wirkung war ganz enorm. All seine Bekannten starrten ihn wie ein Wunder an, hundert Fragen sollte er auf einmal beantworten.



Erzherzog Leopold Salvator,

Generalsinspektor der k. u. k. Artillerie, wurde anlässlich der erfolgreichen Niederwerfung zahlreicher italienischer Forts zum Generalobersten ernannt.

plötzlich hänselte ihn kein Mensch mehr. Alle fanden, daß er eigentlich ein ganz feiner Kerl war, den man entschieden verkannt hatte. Und jeder wollte die Adresse des Schneiders wissen.

Leopold machte ein vollständig gleichgültiges Gesicht; er nannte so obenhin Namen und Wohnung des Schneiders, wunderte sich insgeheim aber nicht wenig über das rasche Wachsen seines Ansehens.

Meister Wolfsmilch aber hatte seinen Zweck erreicht; jetzt kamen und gingen die Kunden bei ihm nur so, und nach wenigen Tagen schon stellte er einige Gesellen ein.

Der arme Leopold aber hatte sich in seine neue Rolle sehr bald eingelebt. Nun fand er, daß so ein eleganter Anzug seinem Träger auch neue Pflichten aufzwang. So konnte er jetzt nicht mehr dritter Klasse in der Stadtbahn fahren, er durfte auch nicht mehr seine einfachen Wirtschaften aufsuchen, und Sechspfennig-Zigarren durfte er schon gar nicht mehr rauchen, wenn er in Gesellschaft seiner Bekannten war.

Das alles war er dem neuen Anzug und der angeblichen Erbschaft schuldig — und das alles erforderte Geld, sehr viel Geld.

Aber auch dies hatte der intelligente Meister Wolfsmilch vorausgesehen. Er gab mit Freunden die nötigen Summen her, denn sein Geschäft besserte sich von Woche

zu Woche; er wollte sich dem Freunde dankbar erweisen.

Eines Tags wurde ein Chefredakteur auf Herrn Leopold aufmerksam. Er fing an, sich für den eleganten, jungen Dichter zu interessieren, lud ihn zur Mitarbeit am Unterhaltungs- teil seines Blattes ein und bewilligte ihm recht ansehnliche Honorare.

So verdiente nun auch Leopold Geld. Und jetzt kam er mit Riesenschritten vorwärts. Er arbeitete unermüdlich, immer nur kleine Sachen, die er aber reißend los wurde. In wenigen Monaten war er Mitarbeiter bei fast allen besseren Wochenchriften.

Der Kreis, in dem er verkehrte, hatte sich inzwischen ungemein erweitert. Er war nun in vornehmen Familien eingeführt und lernte da reiche und einflussreiche Leute kennen, die sich ein Vergnügen daraus machten, junge Talente zu fördern und bekannt zu machen. Natürlich hatte er jetzt auch eine elegante



Leutnant Nadow. (Mit Text.)



Das Tropengeneigungsheim in Tübingen. (Mit Text.)

(Mit Fuß des Berges das Deutsche Institut für ärztliche Mission, links das Schwesterheim.)



Die Seeschlacht vor dem Hagerrat am 31. Mai 1916. Vernichtung der englischen Schlachtkreuzer „Queen Mary“, „Indefatigable“ und mehrerer kleiner Schiffe. Von Prof. Willy Stöwer.

Wiederholung genommen, so daß er seine Männer und Freunde bei sich empfangen konnte.

Von Meister Wolfsmilch hatte er inzwischen noch einen Gesellschaftsanzug und einen Frack bezogen, und nun ging es in rasendem Tempo vorwärts.

Der gute Leopold war bald „Mode“ geworden. In einer Gesellschaft lernte er den Herrn Theaterdirektor Feldennund persönlich kennen. Der Mann sprach viel dummes Zeug von Kunst und Literatur, aber dafür trug er echte Brillantknöpfe. Mit Gönnermiene trat der Bühnenmonarch zu ihm heran und sagte mit Pathos: „Aber, mein lieber Freund, warum schreiben Sie denn kein Stück für mein Institut?“

Und Herr Leopold lächelte verständnisvoll: „Herr Direktor, ich habe ein neues Stück fertig!“

„So reichen Sie es mir doch ein, lieber Freund! Ich warte ja nur darauf, Sie berühmt zu machen!“

Herr Leopold nickte nur wieder verständnisinnig. Dann ging er nach Hause, nahm das letztgeschriebene Stück, klebte ein neues Titelblatt ein, änderte den Titel und brachte es dem Direktor. Das Stück war von ihm schon einmal demselben Direktor eingereicht, jedoch ohne Angabe von Gründen abgelehnt worden.

Bereits nach acht Tagen schrieb der Herr Direktor höchst eigenhändig, daß er seit Jahren kein so hervorragend gutes Stück gelesen habe. Das Schauspiel wurde aufgeführt und hatte einen Bombenerfolg. Die Theaterdirektoren rissen sich förmlich darum und begannen den glücklichen Dichter in jeder Weise auszuzeichnen. So ward er nach und nach alle seine Stücke, die in der Tiefe seines Schreibtisches der Auferstehung harrten, los.

Nach wenigen Jahren schon war er ein berühmter und wohlhabender Mann.

Wenn er aber den Meister Wolfsmilch trifft, dann lächeln sie sich beide verständnisinnig zu —, sie verstehen sich.

Höhenzauber.

Von L. Sturm, Wien.

(Nachdruck verboten.)

Wird heut kein Tag, wo ich auf Berg und Hügel
Durch meines Gottes schöne Welt geschwehrt,
Im Sturm, umbraut von seiner Allmacht Fühgel,
Im Sonnenschein, von seiner Günst durchwärmt;
Und war's kein Gottesdienst im Kirchenstuhle,
War's auch kein Tagewort im Joch der Pflicht,
Auch in der Schöpfung hält die Gottheit Schule,
Es reut mich nicht. — Karl Grot.

Marst du, lieber Leser, schon einmal im Hochgebirge oder zumindest auf einem hohen Berge? Hast du es dich schon einmal nicht bereuen lassen, einen mehrere hundert Meter hohen Berg zu erklimmen, um dir einmal von dort oben die Welt zu betrachten? Gelt, dann verstehst du mich und nimmst es mir nicht übel, wenn ich der Bergwelt so begeistert das Wort rede. Gibt es doch kaum einen zweiten Sport, der so anregend auf Herz und Gemüt wirkt als die Touristik, das Wandern in Gottes freier Natur. „Wem Gott will rechte Günst erweisen, den schickt er in die weite Welt“, ein alter Wahrspruch ist's. Und gerade die Berge sind es, wo wir die Wunder unserer Welt so recht bestaunen können. Wo lernen wir besser unseres deutschen Heimatlandes weite Gauen kennen, als wenn wir sie aus lustiger Höhe betrachten, wenn wir mit eigenen Augen sehen, wie groß die Bände sind, wo überall deutsche Zunge klingt? Wer rückt uns jenes Wesen, jene unbekannte Macht, die das Licht entzündet und das Leben gezeugt hat, näher, als die herrliche Bergwelt, jene Macht, die der Weise Urkraft nennt und der fromme Gott?

Drum Bergheil! Weg mit dem Alltagsgram und wieder einmal hinaus in die Berge, hinaus aus dem Gefassel und Getöse der unruhvollen Stadt und wieder einmal Mensch sein voll und ganz! Weg von den nach kleinen und großen Sensationen haschenden Stadtmenschen und hinein in's ewige Schweigen!

Und nun folg' mir, freundlicher Leser, einen mühsamen, beschwerlichen Weg. Zwischen engen, steilen Felswänden geht's bergauf, immer jener blauen Marke nach, die dort auf den glatten Fels gezeichnet den Weg deutet. Mannigfach schlingt sich der steinige Pfad, bald da, bald dort einen Blick in die Tiefe gewährend. Jetzt kommt eine Eisenleiter, die den Weg zu einer höher liegenden Felsplatte vermittelt, rechter Hand ist das Drahtseil gespannt, an das du dich halten magst beim Aufstieg. So geht's weiter; vorüber an Schutthalben und lockerem Geröll, an kurzem Tannenbestand, bis die Felsen zurücktreten und einen größeren Überblick freilassen. Unten liegt das Tal, von der Frühsonne lieblich umgossen. Langsam schlängelt sich bläulicher Rauch durch die frische Morgenluft, bald wieder in ein Nichts zerfließend. Ein helles Glöcklein grüht von der Dorfkirche unten herauf; doch weiter — weiter! Frischer weht die Luft, ein leichter Wind hat eingesetzt. Das Rauschen eines nahen Wildbaches dringt schon bis hieher. Bald sind wir dort. Es ist ein tiefschluchtiger Wildbach, der so weiß wie Milch an den

schwarzen Steinen verschellt, mehr weißer als Milch. Wie müssen hinüber. Der Sturm hat einen Baumstamm darüber hingeworfen, an dem stellenweise die Rindenstücken weghängen. Vom Gange herauf winken Lärchen- und Fichtenwipfel. Drüben geht eine Wand fast senkrecht in die Höhe. Künstlich eingehauene Stufen und ein Drahtseil erleichtern den Weg hinauf. So geht es fort, bis der erste Schnee kommt, in tiefer liegenden Mulden erst, dann immer reichlicher und dichter. Eine Stunde bergan noch und dann sind wir oben.

Endlich oben! Zwischen starrenden Felsen, an deren steilen, fast senkrecht abstürzenden Wänden der Nebel brandet, winkt uns das Schutzhäus entgegen. Auch hier oben hat der Sommer Blumen aller Art gezeitigt. Die verschiedensten Alpenblumen erquiden das Auge, das leuchtende Rot des Almrausches, das sinnige Tiefblau des Enzians schweigen uns eine wunderbare Farbenharmonie vor. Und ringsumher, soweit der Blick reicht, Berge . . . Berge . . . Da liegen sie: der Schneeberg, die hohe Weitsch, der Hochplattich und die anderen alle. Weithin schweift der Blick über die herrliche Landschaft, die von Stufe zu Stufe niedersinkt, — von den Wänden zu den Almaren, von diesen zu den Waldbergen, von diesen zu dem Hügelgelände, das in blauer Ferne sich in unermesslichen Ebenen verliert.

Und unter dir liegt die Welt in wunderbarer Schärfe und Klarheit. Dort scheint dir ein kleines Dörfchen, einem Schwalbennest gleich, an jenen Berg gepielt zu sein und es ist doch eine Stadt mit mehreren Tausend Einwohnern! Rechts davon zieht ein schimmernder Faden durch's weite Gelände; bald verdeckt durch Berge, bald wieder dem Auge sichtbar, schlängelt sich ein gewaltiger Fluß dahin. Im blauen Aether zieht ein Adler langsam und feierlich seine Kreise. Das herrlichste aber sind die bläulich schimmernden Bergesgipfel mit ihren Gletschern, die im Strahl der Sonne wie Brillantenschmuck funkeln; Welle an Welle, ein steinernes im Sturm erstarrtes Meer, bis eine Welle die letzte ist und den lichtblauen Horizont begrenzt . . .

Und dann das ewige Schweigen! Das ist die tiefste Nacht der Bergeswelt, daß sie isoliert und uns zur Einsicht in uns selbst zwingt. Gewöhnlich leben wir in den grauen Alltag hinein und nur selten halten wir Einblick in uns selbst. Der Leiden und Sorgen gibt es tagsüber genug, die den Innenmenschen ganz zurückdrängen. Das Geschäft, die Arbeit, ob geistig oder körperlich, lassen keinen anderen Gedanken aufkommen. Solange wir reden oder dem Gespräche des andern folgen, denken wir eigentlich nicht über uns selbst nach. Das Hochgebirge aber zwingt zum Schweigen, so daß wir genötigt sind, einmal über unser eigenes Ich und unser Verhältnis zur Mit- und Umwelt nachzusinnen, Betrachtungen anzustellen über das große Sein oder Nichtsein dieser Welt. — Und da steht du dann oben auf den Zinnen der Felsmauern und siehst, wie sich wasserschwere Wolken träge dahinschleichen, wie sie, um Fels und Gipfel ziehend, sich endlich breit und plump auf die Berge setzen, wie plötzlich ein leichter Wind aufsteigt und sie auseinander- und davonjagt, ruhelos — rastlos. Und die Gedanken ziehen gleich den Wolken über hohe Dinge dahin. Da unten sind die Menschen mit ihrer Welt, diese armeneligen Menschlein, die aneinander vorüberhaften und -jagen; du siehst, wie sie sich bekämpfen und befehlen, wie einer den andern zu übervorteilen sucht, wie sie sich in ihrem Hochmüte, in ihrer kindlichen Eitelkeit schmeicheln, der Naturkräfte Herren zu sein, wie sie mit gierigen Gesichtern und zuckenden Fingern nach dem Haschen, was sie Glück des Lebens nennen: Macht, Ruhm, Auszeichnung und Geld . . . Geld . . .

Wir aber lächeln ihrer, lassen diesen Menschlein da unten ihre kindlichen Schmerzen, den Geldjägern ihr goldenes Kalb, den Ruhmesgünstigen ihre Ideale, wir wissen ja, daß alles nur Lug und Trug ist, berechnet für Auge und Ohr, wissen, daß das wahre Glück, die wahre Kraft und Macht nur in der Natur selbst liegt und freuen uns des durch nichts zu ersenkenden Zaubers der Bergwelt. Und wie sie dich über alles erhaben macht, so verführt sie dich auch mit deinem Gott, lehrt dich wieder beten, gläubigen Herzens, voll Inbrust und wahrer Andacht, lehrt dich still beugen vor jener allgewaltigen unbekannten Macht, die ewig aufbaut und zerstört, die alles lenkt und leitet im unendlichen, stets wiederkehrenden Kreislauf . . .

Hast du aber, lieber Leser, wirklich einmal das Unglück, daß der Nebel deine Mühen umsonst macht, daß du oben statt Sonnenschein nur Nebel findest, daß Dünste und Wolken den Blick in die Tiefe hemmen, dann wirst du, wenn du nur ein bißchen Optimist bist, auch im Nebel den Zauber nicht missen. Wie oft steht man nicht oben auf der Höhe, die zwar selbst vielleicht frei von Wolken ist, unter dir aber dampft's und brandet's und braust's und dein Blick vermag nicht durchzudringen. Denn überall, wohin du siehst, Nebel . . . Nebel! Das sind Meereswellen am Lande, die da unten auf- und niederwogen, dahin und dorthin gejagt vom leichten

Wind, weiß wie die Schaumkronen des Weltenmeeres. Das ist der Berggeist, der furchtbare, der den Wanderer äßt und auf falsche Wege führt, der den Unglücklichen hungrig, ohne Proviant und frierend umherirren läßt, wenn er allein und ohne Führer gefährliche Steige geht. Das ist das Heer der Elfen, die aus Schründen und Tiefen aufsteigen, geisterhaft, gespenstisch, die mit ausgespreizten Fingern nach Zinne und Kuppe langen und unter Führung eines weißbärtigen Königs langsam an den Felsenfanten emporsteigen und durch die Gebirgswüste dahinreiten. Das sind die Mächte, die der Erde den befruchtenden Segen oder die Vernichtung bringen. Nur schwer läßt sich's beschreiben, man nimmt dergleichen in sich auf, still ruhend, wie man etwa dem Zauber einer Mondnacht auf dem Wasser sich hingibt, ohne zu hoffen, ja, auch nur zu wünschen, dergleichen festzuhalten.

Ist es nicht gerade der Rebel, der, wenn er um Fels und Klante zieht, dem Hochgebirge seinen nachdenklichen Charakter verleiht? Nur durch ihn kann der Blick seinen Weg ins Tal nehmen, nur wenn ein frischer Luftstrom die Schleiervorhänge zerreißt, kann die Sonne liegend durchbrechen und uns der Berge Wunder zeigen. So muß auch des Menschen Herz sich erst durcharbeiten durch Zweifel, Entbehrung und Enttäuschung, über den Nebel des Lebens hinweg zum sonnigen Herzensfrieden.

Selbst die Lüfte reden hier oben eine Sprache, die Lüfte mit ihrem weichen Säuseln in den knorrigen Stämmen des Knieholzes, mit ihrem Brausen in den Tiefen und Schluchten, in den Kaminen und an den Rissen; sie singen ein Lied von ewigen Dingen. Wenn dich aber, wie es manchmal vorkommt, der Regen überrascht im Hochgebirge, so daß eine Wanderung auf dem Plateau des Berges nicht lohnend ist, nun, dann mußt du eben trachten, eine Schutzhütte zu erreichen, die dir und jedem gerne ein gastlich Dach gewährt. Es ist etwas Eigenes um den Hüttenzauber. Nicht selten trifft man mit anderen Touristen zusammen, die das gleiche Geschick verfolgt hat. Da wird dann, wenn es draußen recht kalt ist, und nur wenig Hoffnung auf eine rasche Besserung besteht, im Hüttenherd ein Feuer entzündet. Brennmaterial ist gewöhnlich in den Schutzhütten vorhanden oder es liegt außerhalb derselben aufgeschichtet. Wenn dann die Scheiterprasseln und eine wohlige Wärme das Innere der Hütte durchzieht, wenn draußen der Regen klatschend gegen die Scheiben schlägt und der Wind sein Lied dazu singt, dann sitzt sich's recht gemütlich beim warmen Herdfeuer und da geht's dann an's Erzählen, Erinnerungen werden ausgetauscht, Erlebnisse berichtet. Mancher hat vielleicht ein Pfeiflein mit, das er ganz behaglich schmaucht; dann zieht wohl bläulicher Rauch durch die dämmrige Stube und Gestalten gleich weben die Wölkchen auf und nieder. Jedes Wort deines Hüttengenossen wird dir in dieser Weltabgeschiedenheit zum Ereignis, jedes Tun zur historischen Tat, an die du dich später gerne erinnerst. Oder du nimmst dir das Hüttenbuch her und blätterst darin. Da findest du manche humorvolle Aufzeichnung, manchen sinnvollen Spruch, manch wertvolle Handschrift. Nur ungern trennst du dich später von deinem Hüttengenossen, um wieder talwärts zu steigen.

War der Aufstieg mühsam und beschwerlich, so wird der Abstieg lustig. Es ist ein fröhliches zu Tal fahren auf dem festgefrorenen Schnee; den Bergstod fest zwischen die Beine geklemmt, wie etwa beim Stedenpferd, so fest setzt du dich drauf und fährst auf den weniger steilen Hängen abwärts. Ein Reh, ein Hochwild kreuzt, wenn du Glück hast, aufgeschreckt deinen Weg. Bald bist du im tiefen Gelände, wo es keinen Schnee mehr gibt. Hoher Tann begrüßt dich nun. Leb wohl nun, schneebedeckter Bergesgipfel du, lebt wohl, ihr Matten, ihr sonnigen Heiden, wir müssen scheiden — doch nein! — halt! — nicht so! — Ein Sträußchen Enzian erst noch dem Liebchen zum Gedenken.

Alte Kartoffeln schmackhafter zu gestalten

Von W. Kneischke-Schönan. (Nachdruck verboten.)

Von dem Zeitpunkt an, wo die Saatkartoffeln für die neue Ernte gesteckt werden, pflegen die überwinterten Kartoffeln sich im Geschmack und Aussehen zu verändern, und zwar nicht zu ihrem Vorteil. Sie nehmen einen faden, oft sogar süßlichen Geschmack an und erscheinen als Salzkartoffeln anstatt in weißer, in häßlicher, graugelber Farbe auf dem Tische. Gegenwärtig, wo die Aushilfskartoffeln, die Maltakartoffeln, fehlt und wir

infolge des Krieges zu größter Sparsamkeit verpflichtet sind, tritt dieser Umstand besonders in Erscheinung, und die sparame Hausfrau muß alle möglichen Kniffe anwenden, um die kostbare Frucht in genussfähigem und ansehnlichem Zustande auf den Tisch zu bringen. Eine große Hauptsache ist hierbei das Schälen der Kartoffeln am Abend vor dem Kochen und ein mehrmaliges Abwaschen in immer frischem Wasser und Einwässern über Nacht. Um den Geschmack zu verbessern und eine weiße Farbe der Kartoffel zu erzeugen, füge man dem Einweichwasser einen Schuß Weinessig, Zitronensaft oder etwas kristallisierte Zitronensäure zu. Man rechnet auf 1 Liter Wasser etwa einen Teelöffel Zitronensaft oder Essig. Auch dem Kochwasser setze man einige Tropfen Essig oder Zitronensäure zu. Die Säure ist keineswegs zu schmeden. Das Salz soll man bei alten Kartoffeln erst kurz vor ihrem Garwerden zufügen, weil es sonst leicht Schlimffigkeit erzeugt.

Auch die in der Schale abzulebenden Kartoffeln sollte man abends vor dem Kochen mit einer harten Bürste sehr sauber reinigen, in der Mitte einen halbfingerbreiten Ring der Schale abschälen und sie über Nacht in Essigwasser einweichen. In der Schale abgelochte alte Kartoffeln sind jetzt gar nicht mehr ansehnlich für den Tisch, sie zeigen oft grünliche Flecken und graue Streifen. Will man sie dennoch aus Ersparnis so kochen, so ziehe man ihnen noch heiß die Schale recht dünn ab und lege sie in einen Tiegel, in dem man etwas frische Butter mit Petersilie und einem Löffel Wasser dünsten ließ. Man schwenkt sie wenige Minuten in dieser Mischung und bringt sie dann recht heiß zur Tafel. Sie sehen dann gut aus und schmeden vorzüglich. Dies eignet sich aber nur für eine feste, nicht sehr mehlig Kartoffelsorte. Von mehligem Kartoffeln, die grau kochen und sehr fad schmeden, sollte man lieber Kartoffelbrei oder in der Pfanne gebadene Kartoffeln, sowie Kartoffelsuppe bereiten, die immer gern gegessen werden und nahrhaft sind.

Aus übriggebliebenem Kartoffelbrei wird Kartoffelsuppe gekocht, oder es werden kleine Kartoffelbällchen in Fett ausgebadet. Kartoffelsuppe sollte man immer gleich für zwei Tage kochen, weil sie aufgebraten sehr gern gegessen werden und die Arbeit und Eierzutaten dieselben bleiben wie bei weniger Klößen. Sehr zu empfehlen sind die sogenannten Reibetuchen oder auch Kartoffelpuffer, die aus gleichen Teilen rohen und am Tage vorher abgekochten Kartoffeln bereitet werden. Etwas Milch und ein Ei nebst Salz und etwas Reibebrot sind die weiteren billigen Zutaten. Von dieser Masse werden kleine Kuchen in Butterfett, Bratenfett oder frischem Rüböl recht braun und knusprig ausgebadet und mit Ausschnitt oder Dinstobst als Mittagsgesicht oder Abendbrotbeise gereicht. Auch mit Kopfsalat munden diese einfachen, sehr sättigenden Kartoffelpuffer sehr gut.

Diemeil wir eine solche Wolke von Zeugen haben.

Seh mit uns, du Wolke unser Zeugen,
Dass sich unsre Feinde vor dir beugen,
Führ uns durch die Nacht, ein Feuerbrand,
Dass sich rings erhelle alles Land.

Seid mit uns, ihr reichen, tiefen Geister,
Deutscher Kunst und deutschen Denkers Meister,
Alle, die für Deutschland stark gekritten,
Die um deutsches Wesen viel gelitten.

Auch die früh gefallen, fern begraben,
Jüngst ihr Herzblut für die Heimat gaben,
— Lichter Zeugen wundervolle Wolke,
Leuchte du zum Siege deinem Volke.

Clara Frieß

Unsere Bilder

Ein Denkmal für kriegsgefangene Russen und Franzosen in Deutschland. Auf dem Friedhof in Ebersdorf bei Chemnitz wurde kürzlich mit einer stimmungsvollen Feier nach russischem und französischem Ritus in Gegenwart einer Deputation von 250 kriegsgefangenen Franzosen und Russen ein Denkmal für die im Gefangenenerlager in Ebersdorf verstorbenen Gefangenen beider Nationen enthüllt.

Leutnant Radow, der mit der 1. Kompanie des Paderborner Infanterie-Regiments, unterstützt durch die 20. Reserve-Pioniere, am 2. Juni durch eine Bresche in die Panzerfeste Baux einbrang und den oberen Teil

des Forts besetzte, während starke französische Kräfte sich noch in den Kaserne befanden, die sich unter ihrem Kommandanten Reynald noch bis zum 7. Juni hielten, obwohl die Franzosen das Fort ohne Rücksicht auf ihre eigene Besatzung unter schwerer Trommelfeuer nahmen. Der Eroberer des Forts wurde für seine Heldentat durch Verleihung des Pour le mérite ausgezeichnet.

Das Tropengeneuesheim in Tübingen. Der auf sonniger Höhe gelegene Bau, von dem aus der Blick der Gegend suchenden über die schöne Universitätsstadt Tübingen bis zur Schwäbischen Alb schweift, enthält 38 Krankenzimmer mit zusammen 50 Betten, ferner eine Liegehalle für Infektionskranke. Seine Fertigstellung ist im höchsten Grade wünschenswert, da aus den Tropen nach Friedensschluß zahlreiche Gefangene und Erholungsbedürftige nach Deutschland zurückkommen werden.

Im Kurhause. Was: „Kellner, bekommt man hier nicht auch 'ne halbe Portion?“ — Kellner: „Bedaure! Aber nehmen Sie nur ruhig eine ganze! Die ist auch nicht viel größer, als bei Ihnen zu Hause die halbe!“

Ein 500 Jahre altes Kinderfest. Alle fünf Jahre feiert die bayerische Stadt Landsberg am Lech ein Kinderfest, das schon seit fünf Jahrhunderten in der Geschichte des Ortes eine besondere Rolle spielt, ähnlich wie das berühmte Tänzelfest in Kaufbeuren. Das sogenannte Ruchten- oder Rutenfest bedeutet eine Art Frühlingsfeier. Sobald die Birkenruten zu grünen anfangen, führt man die Jugend zu Spiel und Gesang hinaus in Wald und Flur. Diese Sitte hat man beibehalten und damit auch ein Stück städtischer Gesichtserinnerung verknüpft. — Beim Ruchtenfest bildet der Kinderfestzug den Mittelpunkt. Schon monatelang vorher wird dazu alles eifrig vorbereitet, da alle Kinder zu diesem Festzug in der Tracht des 17. Jahrhunderts erscheinen müssen. Abends findet für die Erwachsenen ein Festspiel im Stadttheater statt, das zur Zeit der Erstürmung Landsbergs durch die Schweden unter Torstensson spielt. Das Ruchtenfest ist in seiner Art ein Kinderfest und ein historisches Städtefest zugleich, und es ist zu schätzen, daß die Bewohner von Landsberg die alte Sitte ihrer Vorfahren auch fernerhin zu pflegen wissen. A. M.

Unverbrennliche Stoffe. Schon den Alten war die Eigenschaft des Asbests bekannt, im Feuer nicht zu verbrennen. Davon stammt überhaupt der griechische Name. Aus Asbest und Glachs gewebte Servietten warf man ins Feuer, um alle Unreinlichkeiten zu verbrennen. Die Leichen Vornehmer wurden in Asbestgewänder gehüllt, um so die übriggeliebende Asche besser von dem Brennholze zu sondern. Freilich war das Asbest damals so teuer wie kostbare Perlen. Auch mußten die Alten schon, daß mit Asbest überstrichenen Holz nicht anbrannte. Archelaus, ein Statthalter des Königs Mithridates, baute, von Sulla belagert, einen solchen Turm, und die römischen Soldaten bemühten sich zu ihrer großen Verwunderung vergeblich, ihn in Brand zu setzen.

Eine ausdrucksvolle Statue. Bei dem in Paris verstorbenen hochtalentierten Bildhauer Carpeaux bestellte ein Liebhaber eine Gruppe: Polyphem erdrückt Ais unter einem Felsblock. Carpeaux vermochte dieser Aufgabe keinen Geschmack abzugewinnen und ließ die Arbeit liegen. Eines Tages erkundigte sich der Kunstliebhaber wieder nach seiner Gruppe. Carpeaux führte ihn vor einen Klumpen Modellierten: „Da ist Ihre Gruppe“, sagte Carpeaux, ohne eine Miene zu verziehen. — „Das da — wirklich?“ — „Selbstverständlich. Das ist der Fels.“ — „Ais? — wo ist aber Ais?“ — „Unter dem Felsen — erdrückt — den kann man nicht sehen.“ — „Und Polyphem?“ — „Ach! Sie werden doch nicht glauben, daß er dageblieben ist, nachdem er einen solchen Streich vollführt hat?“

Menschenfreundliche Schwerhörigkeit. Ein Kunstmäzen, wie jeder Künstler ihn sich wünschen kann, war Graf Pourtales. Er besaß eine der schönsten Gemäldesammlungen von Europa, und er hatte sich bei ihrem Zustandbringen als ein so großartiger Käufer bewiesen wie kaum ein anderer. Als Beispiel für sein Verfahren diene das folgende: Im Pariser Salon hatte ein noch jugendlicher Maler mehrere Bilder ausgestellt. Der Graf wußte, daß der begabte Mann sich nur schwer Anerkennung verschaffen konnte. Nicht ohne Mühe besorgte er sich die Adresse und schrieb ihm: „Ich bitte Sie, mich zu besuchen und eins von jenen Gemälden mitzubringen, die Sie im letzten Salon ausgestellt haben.“ — Ohne Zögern trat der junge Mann bei ihm ein und legte ihm eins der Bilder vor, selbstverständlich das, von dem er am meisten hielt, denn in Graf Pourtales Sammlung vertreten zu sein, war an sich ein erstrebenswertes Ziel. — „Ich würde das Bild gern erwerben“, äußerte sich der Graf nach eingehender Betrachtung des Kunstwerks. „Sagen Sie mir, bitte, den Preis dafür.“ — Der Maler zögerte und überlegte. Jetzt nur nicht den Vogen zu straff gespannt! Der wichtige Käufer könnte abgeschreckt werden. Und doch war er nicht so glücklich gestellt, daß er seine Arbeit für ein Butterbrot weggeben konnte. „Zweitausend Franken“, brachte er schüchtern hervor, zwischen Furcht und Hoffnung schwebend. — Der Graf aber stellte sich, als wäre er schwerhörig.

Das tat er immer in solchem Fall. „Zehntausend Franken? Nun gut, dann betrachten Sie den Kauf für abgeschlossen.“ — „Oh, nicht doch, Herr Graf“, beeilte sich der Maler, den vermeintlichen Irrtum zu berichtigen. „Zweitausend Franken habe ich gefordert.“ — Der Graf aber spielte seine Rolle weiter. „Nein, nein, es bleibt dabei: zehntausend Franken. Ich bin nicht gewöhnt, zu handeln.“ — Damit wurde die Summe ausbezahlt, und das neu erworbene Bild wanderte in die Galerie des Grafen. C. D.

Sammtoteletten. Die Oteletten werden geklopft, gesalzen, gepfeffert, paniert und schnell gebraten. Man richtet sie auf grünen Erbsen, Makkaroni oder Reis an und reicht einen feinen Salat nebenher.

Frühobstarten erhalten ihren vollen Geschmack zumeist nicht am Baume, weshalb hinausgeschobenes Ernten verfehlt ist. Man tut gut, die Früchte von Pflaumen und Aprikosen sowie Frühbirnen auf dem Lager nachreifen zu lassen. Schon in bezug auf den Versand ist dies wichtig.

Fallobst kann selbst in angefaultem Zustande noch zur Verarbeitung zu Essig gebraucht werden. Es wird, mit Wasser übergossen, in einer Tonne unter täglichem Umrühren gesammelt, dann gestampft und ausgepresst, worauf es zwei Tage stehen bleibt. Der Saft wird dann in ein reines Weinsäß unter Zugabe von 3½ Gramm weißem Weinsäure auf 10 Liter Saft gefüllt. Das Faß erhält mit geöffnetem Spund seinen Platz in der Küche, woselbst die Gärung bald erfolgt sein wird. Es bleibt so lange in der Küche, bis der Essig angenehm sauer ist, worauf letzterer auf Krüge abgefüllt und im Keller aufbewahrt wird.

Ameisen können namentlich im Obstgarten sehr lästig werden. Von den vielen empfohlenen Mitteln hat sich in der Praxis das folgende bewährt. In der Nähe der heimgesuchten Bäume werden einige Blumentöpfe, deren Abzuglöcher verstopft sind, mit der Öffnung zum Boden aufgestellt. In ihnen sammeln sich die Ameisen in Massen zum Nestbau an und können so leicht vertilgt werden.

Bei nervösem Herzklopfen wird vielfach der Fehler gemacht, den Patienten an Salmiakgeist oder Essigäther riechen zu lassen. Das erregt den Kranken vielfach und verschlimmert dessen Zustand. Zweckmäßig ist es, Gesicht und Brust mit abgestandenem Wasser zu waschen und höchstens einen Senfteig oder Eisumschlag auf die Herzgegend zu bringen. Innerlich reicht man ein Brausepulver.

Will man Eisen anstreichen, so empfiehlt es sich, dasselbe vorher mit Petroleum dünn zu bestreichen. Die Farbe streicht sich dann leichter und dünner auf und springt infolgedessen nicht so leicht ab wie bei aufgetragene.

Logogriph.
Mit n ba ist's ne Mume,
Ein Menich mit e es ist,
Dies rot, das schwarz,
nun lag' mir,
Was dies und jenes ist.

Homonym.
Ein „König“ in gar warmem Kleid,
Trägt es anstatt der Krone;
Er prunzt damit und bläst sich auf,
Ist stolz drauf awelfels ohne.
Der Bera, der hat es auch an sich,
Du kannst sogar drauf gehn;
Auch wirft du's bei der Frauenwelt.
In vielen Formen ich.
Nun lag' mir schnell, was kann dies sein?
Bestimmt 'best'it du's auch;
Du nimmst es einmal jeden Tag,
Eist mehrmals in Gebrauch.

Guggenberger.

	am	blühn	bend	knof.	lie.	lie
er.	sen	ver.	a.	e.	nicht	der
and	graut	hend	sen.	denn	mor.	wig
bläz	in.	me	will	haupt	ben	ben
er.	So	mein	die	te	das	gen
ner.	flu.	nicht	daß	ich	dem	will
lang	glühn	zung	lof.	ich	er	jung
te	on	fen	nem	mel	in	ter
lo	mein	wol.	nicht	die	wig	am
die	den.	lang	him.	sei.	hei.	stern

Gedr. Lesbvre, Bismarckstr. 1. G.

Auflösung folgt in nächster Nummer

Auflösung der Scharade in voriger Nummer:

i. Schwert, Vlie. Schwerfille.

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Schriftleitung von Graf Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.